

KÄTHE KOLLWITZ wird 1867 in Königsberg geboren. Die liberal eingestellten Eltern ermöglichen ihr bereits früh privaten Zeichenunterricht, um eine »Karriere« als Künstlerin anzustreben. Kollwitz studiert an den Künstlerinnen-schulen in Berlin und München. Nach der Heirat mit Dr. Karl Kollwitz übersiedelt das Paar nach Berlin, wo auch die beiden Söhne geboren werden. Mit ihrem Zyklus »Ein Weberaufstand« erlangt sie 1897 erste Aufmerksamkeit als Künstlerin und kann fortan ausstellen. 1901 und 1904 reist sie nach Paris und erlernt dort die Grundlagen der Bildhauerei. 1919 wird sie als erste Frau zur Professorin an der Preußischen Akademie der Künste ernannt. Einen Einschnitt in ihr Leben bedeutet der Tod ihres jüngsten Sohnes Peter, der achtzehnjährig im 1. Weltkrieg fällt. Nach der nationalsozialistischen Macht-ergreifung erhält Kollwitz ein indirektes Ausstellungsverbot. 1940 stirbt ihr Ehemann, 1942 wird bei Bombenangriffen ihre Wohnung zerstört. Kurz vor Ende des Zweiten Weltkriegs ver- stirbt Käthe Kollwitz in Moritzburg bei Dresden.

HANS KOLLWITZ (1892–1971) war der älteste Sohn von Käthe und Karl Kollwitz. Er war lange Zeit als Mediziner in Berlin tätig. Nach dem Zweiten Weltkrieg betreute er den Nachlass seiner Mutter.

Mehr über Ideen, Autor:innen und Programm des Verlags finden Sie auf www.verlagshausroemerweg.de und in Ihrer Buchhandlung.

»Ich will wirken in dieser Zeit, in der die Menschen so ratlos und hilfsbedürftig sind.«

Käthe Kollwitz (Die Tagebücher, 4. Dezember 1922)

Die Tagebücher von Käthe Kollwitz (1867–1945) – einer der bekanntesten Künstlerinnen des 20. Jahrhunderts – sind ab dem Jahr 1908 überliefert. In dieser von ihrem Sohn Hans Kollwitz vorgenommenen Auswahl an Briefen und Tagebucheinträgen, ergänzt um Werkabbildungen aus der Sammlung des Käthe Kollwitz Museum Köln, begegnen wir sowohl dem privaten und politischen Menschen Käthe Kollwitz, als auch der herausragenden Zeichnerin, Graphikerin und Bildhauerin. Zeitlebens engagiert sie sich intensiv für soziale Belange, gibt Hunger, Elend und menschlicher Verzweiflung in Plakaten ein Gesicht, klagt an und bezieht Stellung gegen den Krieg.

In thematischen Kapiteln, wie etwa *Kindheit und Jugend*, *Liebe und Ehe*, *Zeitgeschehen*, *Beziehungen zu anderen Menschen* oder *Über das eigene Werk*, lernt sie der Leser wie in ihrem künstlerischen Werk auch in ihren schriftlichen Aufzeichnungen kennen: beobachtend, kritisch, wertend.

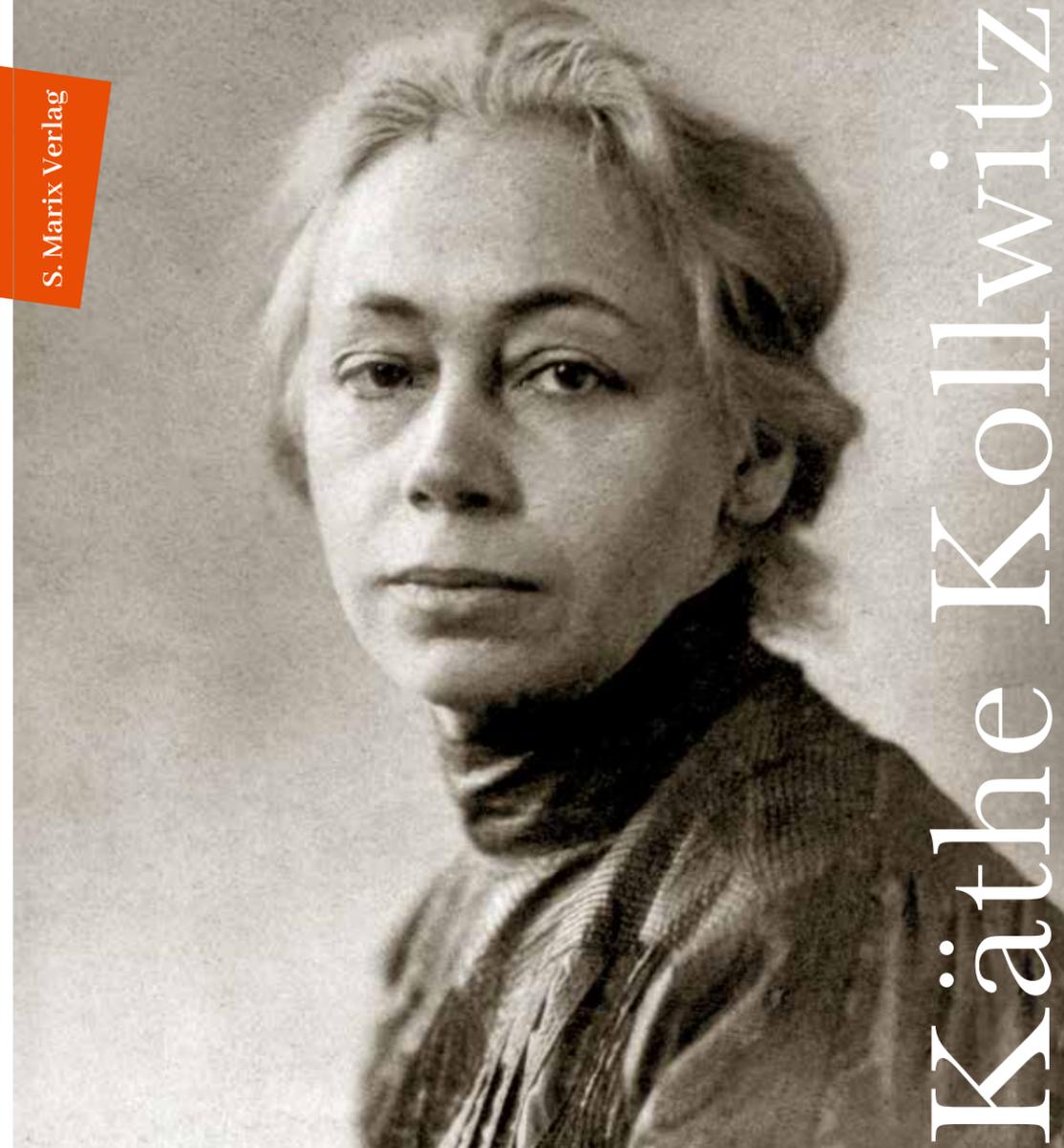
ISBN 978-3-7374-1050-2


www.verlagshaus-roemerweg.de

Käthe Kollwitz
Ich sah die Welt
mit liebevollen Blicken

S. Marix Verlag

S. Marix Verlag



Ich sah die Welt
mit liebevollen
Blicken Ein Leben in
Selbstzeugnissen

»Wenn ich an die allmähliche Umwandlung denke, die ich durchgemacht habe und die darauf herauskommt, daß mir als Ziel eines Menschen erscheint: wesentlich, gut, innerlich kraftvoll zu sein, so scheint mir dem entgegengustehen das egoistische Bedürfnis des Menschen zur Entfaltung seiner Selbst.«

Gedanken wie diese, aufgeschrieben am 30. November 1916, mitten im Krieg, finden sich immer wieder in den Tagebüchern, die Käthe Kollwitz über einen Zeitraum von 35 Jahren – zwischen 1908 und 1943 – verfasst hat. Die vorliegende Auswahl aus Briefen und Tagebüchern erschließt Höhen und Tiefen im Leben der Künstlerin.

Umschlagmotiv: Käthe Kollwitz © akg-images

KÄTHE KOLLWITZ

Ich sah die Welt
mit liebevollen Blicken



Käthe Kollwitz, 1928
Photographie: E.O. Hoppé

KÄTHE KOLLWITZ

ICH SAH DIE WELT MIT LIEBEVOLLEN BLICKEN

Ein Leben in Selbstzeugnissen

Herausgegeben von
Hans Kollwitz

INHALT

Einleitung (von Hans Kollwitz)	6
Kindheit und Jugend	11
Eltern und Geschwister	19
Liebe und Ehe	39
Die Mutter und Großmutter Käthe Kollwitz	69
Beziehung zu anderen Menschen	131
Über Bildende Kunst, Musik, Literatur	163
Zum Zeitgeschehen	191
Das Mahnmal	235
Über das eigene Werk	273
Das Auf und Ab der Kraft – Selbstkritisches	337
Suchen und Fragen	381
Aus der letzten Zeit (von Enkelin Jutta Bohnke)	393
Kinder im Werk von Käthe Kollwitz	397
Biographie	409
Bibliographie	419
Personenregister	427

Der Titel »Ich sah die Welt mit liebevollen Blicken« ist ein Goethe-Zitat, erstmals publiziert September 1821. Herausgeber und Verlag folgen weitgehend der Rechtschreibung und Zeichensetzung, wie sie sich aus den vorliegenden Original-Unterlagen der Käthe Kollwitz ergaben.

Alle abgebildeten Werke stammen aus der Sammlung des Käthe Kollwitz Museum Köln. Wir danken für die Auswahl und Bereitstellung der Abbildungen.

EINLEITUNG

Zehn dicke Wachstuchhefte, die Tagebücher von Käthe Kollwitz, liegen diesem Buche zugrunde. Die erste Eintragung ist vom 18. September 1908, und nach 35 Jahren schließt die letzte am 7. Mai 1943 mit dem Zitat aus einem Goethebrief: »Ich bin aus der Wahrheit der fünf Sinne«. Die Eintragungen geschehen nicht regelmäßig, manchmal werden längere Zeiträume rückblickend zusammengefaßt oder fallen ganz aus und nur in Zeiten starken inneren und äußeren Erlebens folgen sie sich fast Tag um Tag.

Als Begründung dafür, daß sie im Alter von einundvierzig Jahren mit dem Tagebuchführen beginnt, gibt Käthe Kollwitz an »das wie mir scheint schon abnehmende Gedächtnis«. Der tiefere Grund wird wahrscheinlich gewesen sein, daß sie die relative Selbstverständlichkeit des bisherigen Lebens und Arbeitens immer häufiger in sich bedroht fühlte.

Die Themen des Anfangs – Ich, Mitmenschen, Werk – kehren immer wieder. Da man geneigt ist, das Versagen, das Deprimiertsein, die Enttäuschung und das Unerklärliche eher zu Papier zu bringen als das oft wie selbstverständlich aufgenommene Erfreuliche, finden sich die Erlebnisse ersterer Art öfter erwähnt und beschrieben als die positiven und beglückenden.

Neben der eigenen Person mit ihrem Auf und Ab und mit ihren Schmerzen und Freuden nimmt einen großen Raum das Schicksal von Freunden und Verwandten ein und von Menschen, die in den Lichtkegel ihres Interesses und ihrer Teilnahme gelangten; dann Eintragungen über sich selbst als Tochter, als Mutter, als Großmutter und über ihr Leben in der Ehe; fast an jedem Silvester oder Neujahrstag rückschauende und kritische Betrachtung über das vergangene Jahr; Aufzeichnungen über das Werk, über sein Mißlingen und Gelingen, sowie die Auseinandersetzung mit der Kunst ihrer Zeit und auch mit der Literatur. Eintragungen über

Zeitereignisse, die sie besonders berühren. Was sie in Vers und Prosa findet und was davon ihr lieb und bedeutsam ist, wird ins Tagebuch aufgenommen.

Hinzugenommen sind als Ergänzungen der Tagebücher Stellen aus »Erinnerungen« und aus »Rückblick auf frühere Zeit«¹, sowie hier und da einige Briefe an die langjährige Freundin Beate Bonus-Jeep (aus dem Buch »60 Jahre Freundschaft mit Käthe Kollwitz«).

Es war erstaunlich für mich, wie viele der zahllosen Würdigungen von Käthe Kollwitz zu ihrem 100. Geburtstag in Zeitungen und Zeitschriften fast ausschließlich auf ihr menschliches Mitgefühl und die Themen ihrer Werke, Not und Tod, hinwiesen. Diese ihre besondere Themenwahl war und ist auch eine Erklärung dafür, daß man der Künstlerin in den letzten Jahren etwas aus dem Wege ging. Von Not wollte man in den Zeiten des Wirtschaftswunders nichts mehr sehen, und dem Tod begegnet man nicht gern, weder in seiner reißenden noch in seiner freundschaftlichen Gestalt. Aber dabei übersah man, daß Käthe Kollwitz nicht nur eine von Mitgefühl erregte Frau, sondern auch eine eminente Künstlerin, eine Könnlerin war. Gefühle auszudrücken erschien ihr nur erlaubt, wenn es ihr gelang, sie künstlerisch zu gestalten: mit Hilfe der Komposition und der für ihre Arbeitsweise charakteristischen Art, Licht und Schatten zu setzen und das Grau zu verwenden, wie auch durch ihren sensiblen Strich. Das gelang ihr oft erst nach langem, hartem Bemühen. Dieser rein künstlerische Anteil an der Gestaltung ihrer Werke wird infolge des stark wirkenden Gefühlsinhaltes leider oft übersehen.

Es ist auffallend, oder vielleicht ist es auch selbstverständlich, daß eigentlich alle Themen ihres Werkes sich als Themen in den Tagebüchern wiederholen: Mitleiden und Empörung, Krieg, Tod und Abschied, Mutterliebe, gelegentlich Freude – am stärksten durch das Kind –, wie auch die kritischen Selbstbetrachtungen und Selbstprüfungen in den Tagebüchern ihren über hundert Selbstbildnissen entsprechen.

Die bisher erwähnten Tagebuchaufzeichnungen gehören in Bereiche, die es wohl auch in Tagebüchern anderer Menschen, besonders der Künstler, gibt. Aber einige Jahre nach Beginn des Schreibens trifft in einen Lebensbezirk, der ihr bisher einer unter anderen war, – den der Mutterschaft –, ein Schlag, der sie bis ins

¹ »Erinnerungen« 1923 und »Rückblick auf frühere Zeit« 1941, aufgeschrieben auf Bitten des Sohnes Hans; vgl.: Käthe Kollwitz, Die Tagebücher 1908-1943, Berlin 1989 (2007), S. 8-9.

Innerste durchrüttelte und erschütterte: in der Nacht vom 22. zum 23. Oktober 1914 fiel ihr jüngerer Sohn Peter.

Der Sohn war freiwillig in den Krieg gegangen, die Mutter hatte ihn gehen lassen. Die immer bohrende Frage nach dem Sinn dieses Geschehens füllt nun viele, viele Seiten. Um Peters Nähe sich zu erhalten, beginnt sie an einem Grabmal für ihn zu arbeiten; für ihn, für seine gefallenen Freunde, für Millionen gefallener junger Menschen. Das sich Nicht-Trennenkönnen und doch Trennenmüssen vom Sohn und dieses Ringen um die Gestaltung, zu der sie sich berufen, aber künstlerisch-technisch noch nicht gerüstet fühlte, stand viele Jahre im Mittelpunkt ihres Lebens und der Tagebücher.

Man kann mich fragen: warum erscheint eine zweite Auswahl der Tagebücher, obwohl die zuerst 1948 erschienene Ausgabe noch existiert und etwas aus der damaligen sich auch in der jetzigen findet?² Nicht nur, weil Käthe Kollwitz' Geburtstag sich 1967 zum hundertsten Mal jährte, nicht nur, weil die diesmalige Auswahl weit umfassender ist als die damalige, sondern weil sich mir ein neuer, vielleicht fruchtbarer Aspect darstellte: abzugehen von der chronologischen Anordnung, in der naturgemäß Tagebuchaufzeichnungen verschiedensten Inhaltes nebeneinander stehen, und statt dessen nach Lebensthemen zu gruppieren, so daß man nacherleben kann, wie die Schreiberin sich mit den verschiedenen ihr vom Leben gestellten Aufgaben auseinandersetzte und sich an ihnen entwickelte. Zum Beispiel wie ihre Vorstellung vom Erinnerungsmal für den gefallenen Sohn Peter mit der Änderung ihrer Einstellung zum Kriege sich so wandelte, daß sie nach vier Jahren Ringens um die Form die Arbeit 1919 liegen ließ, um sie nach fünf Jahren noch einmal aufzunehmen und sie erst weitere sieben Jahre später zu vollenden. In diesen Jahren der Unterbrechung war aus dem Erinnerungsmal ein Mahnmal geworden, die Gestalt des hingestreckten Soldaten war ersetzt worden durch die Gestalten der knienden Eltern.

Auch in dem Kapitel »Liebe und Ehe« wird erkennbar, wie sich das Bejahende in der Ehe zweier so verschiedener Menschen im Lauf der Jahre immer mehr entwickelte.

Mir scheint, als würde diese Zuordnung der Tagebucheintragen zu den Lebensthemen ihre Lebensgeschichte anschaulicher, verständlicher, aber auch eindringlicher und nachdenkens-

werter machen. Es tritt so noch deutlicher zutage, wie ein Mensch, dem es körperlich und seelisch nicht leicht wurde, trotz Depressionen und Verzweigungen seine Lebensaufgabe zu bewältigen versucht hat.

Man wird mich vielleicht auch fragen, was die Tagebücher noch enthalten, denn das auf den kommenden Seiten Stehende füllt nicht die zehn Hefte mit ihren insgesamt 1700 Seiten: sie enthalten außerdem Aufzeichnungen des Alltäglichen, für den Außenstehenden uninteressant, oder Aufzeichnungen aus den Intimbizirnen Angehöriger oder Bekannter, und diese zu veröffentlichen besteht keinerlei sachliche Notwendigkeit.

War nun diese Diskretion, die gegenüber den im Text vorkommenden Menschen selbstverständlich ist, auch dem gegenüber zu bewahren, was meine Mutter von und über sich selbst schreibt? Man hat mir das nahegelegt. Aber hatte ich ein Recht, in dem Bild, das sie von sich selber hatte, herumzuradiieren? Kam es darauf an, eine über den Menschen Stehende aus ihr zu machen, eine Unerreichbare und daher eigentlich Unwirksame? Oder ist nicht das Bild wahrer und damit weiter wirkend: das Bild des ganzen Menschen in seiner Größe, Schönheit, Kraft und zugleich in seiner Schwäche und seinen Anfechtungen?

Käthe Kollwitz wird oft nur als »die große Mitleidende« gesehen. Wie oberflächlich aber wäre dieses Mitleid, wenn es nicht gespeist würde durch die Einsicht in die eigenen menschlichen Untergründe und Traurigkeiten.

Conrad Ferdinand Meyer läßt seinen Hutten sagen: »Ich bin kein ausgeklügelt Buch. Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch.«

Hans Kollwitz, 1967

² Inzwischen sind die vollständigen Tagebücher erschienen, siehe Bibliographie, S. 414



Selbstbildnis, um 1888, Feder und Pinsel in Sepia, Nachlass Marianne Fiedler

KINDHEIT UND JUGEND

Ich bin als fünftes Kind der Eltern geboren. Wir lebten damals auf dem Weidendamm Nr. 9 in Königsberg. Ich erinnere mich dunkel an eine Stube, in der ich tuschte, deutlich aber besinne ich mich auf Höfe und Gärten. Durch einen kleinen Vorgarten kamen wir auf einen großen Hof, der bis zum Pregel reichte. Dort hielten die flachen Ziegelkähne, und die Ziegel wurden auf dem Hof abgeladen und geschichtet, sodaß Hohlräume blieben, in denen wir Kind und Mutter spielten. Links an den Hof schloß sich ein ebenfalls bis zum Pregel reichender Garten. Er hatte einen über das Wasser hinausgebauten runden Pavillon. Einmal, weiß ich, sang meine damals noch so junge Tante Lina wunderschön, aber traurig in diesem Pavillon. Rechts an den Hof, durch niedrige Gebäude getrennt, nur an einer Stelle offen, schloß sich ein anderer Hof. An diesen knüpfen sich lebhaftere und starke Erinnerungen. Unten am Pregel war ein Floß zum Wäschespülen. Da wurde einmal ein totes Mädchen angespült und mit dem Armen-Leichenwagen abgeholt, einem schauerhaften Leichenwagen und Sarg.

Dann wohnten da Ratkes, mit denen wir spielten, der Max, die Lene, die Liese. Sie waren alle älter als ich, vor allem spielten Konrad und Julie mit ihnen, ich wurde gerade noch so mitgeschleppt. Die Ratkeschen Kinder hatten ihre Mutter verloren. Der Vater war Kaufmann und hie und da betrunken. Einmal war ich mit den Mädchen oben in ihrer Wohnung und sah den angetrunkenen Vater, wie er taumelte (entweder habe ich damals darüber sprechen hören oder im späteren Erinnern daran habe ich verstanden, was mit ihm los war in den letzten Jahren unseres Dortsseins, wie ich wußte, was das war, »betrunken«).

In den niederen langgestreckten Gebäuden, die die beiden Höfe trennten, wohnte ein Gipsgießer. Da stand ich oft und sah zu, wie er formte. Ich rieche noch die feuchte Gipsluft da unten. Bis zu meinem neunten Jahre wohnten wir auf dem Weidendamm. Immer haben wir Kinder mit Sehnsucht daran zurückgedacht. Es gab unendliche Spielgelegenheiten und viele Abenteuer auf den Höfen.

Das Bild der Eltern aus jener Zeit ist mir nur dunkel. Der Vater war wohl sehr viel in der Arbeit. Wahrscheinlich hatten wir schon damals den Baukasten, den Vater hatte machen lassen. Es waren große, solide Klötze, und wir bauten viel damit. Von seinen gezeichneten Bauplänen in seiner Arbeitsstube fielen lange Streifen Papier ab. Die bekamen wir zum Bezeichnen. Konrads Phantasie ließ darauf immer Verfolgungen von Schlittenfahrern durch Wölfe oder ähnliches erstehen. Der Vater ließ all dies nicht unbemerkt. Er hob sich bald manche Streifen auf, die wir bekritzelt hatten.

Auf die Mutter besinne ich mich aus jener Zeit gar nicht. Sie war da, und das war gut. In ihrer Luft wuchsen wir Kinder auf. Die Mutter hatte zwei Kinder vor Konrad verloren. Es gibt ein Bild von ihr mit dem ersten Kind, das nach meinem Großvater Julius genannt war, auf dem Schoß. Es war das »Erstlings-Kind, das heil'ge«. Dies Kind verlor sie und das zweite danach. Wer das Bild ansieht, erkennt, daß sie als Rupps Tochter nie fassungslos im Schmerz gewesen ist. Aber das schwere Leid ihrer frühen Mutterzeit, dem sie sich nie hemmungslos hingeeben hat, hat wohl bewirkt, daß sie etwas von der Entferntheit der Madonna an sich gehabt hat. Vertraute, Kameradin, Genossin ist unsere Mutter uns nie gewesen. Aber wir liebten sie. Nie war der Respekt, den wir vor den Eltern hatten, so groß, daß er der Liebe Abbruch tat.

Ein paar Minuten vom Weidendamm war dann der alte Pau-perhausplatz. Nr. 5 wohnten die Großeltern. Was wir mit dem Wegziehen vom Weidendamm verloren haben, begriffen wir erst später ganz. Vorläufig freuten wir uns. Wir zogen jetzt nach der Königstraße in eines der schönsten neuen vom Vater gebauten Häuser. Im unteren Stock wohnten wir und daneben mein Onkel Julius Rupp, der sich damals verheiratet und als Arzt niedergelassen hatte.

Meine Liebe für die Mutter war in jenen Jahren besorgt und zärtlich. Immer fürchtete ich, sie könnte verunglücken. Badete sie, auch nur in der Wanne, so fürchtete ich, sie könnte ertrinken.

Einmal stand ich am Fenster, es war die Zeit, als die Mutter zurückkommen sollte, ich sah sie auf jener Seite der Straße kommen, aber ohne nach unserem Haus hinzusehen, mit dem ferngerichteten Blick, den sie hatte, ruhig weitergehen die Königstraße herunter. Wieder diese schwere Angst im Innern, sie könnte sich verirrt haben und nicht mehr zurückfinden. Dann Angst davor, die Mutter könnte wahnsinnig werden. Vor allem aber Angst um den Schmerz, den ich haben würde, wenn Vater und Mutter stürben. Manchmal war die so groß, daß ich wünschte, sie wären erst tot und ich hätte es hinter mir. Für diesen Fall hatte ich schon vorgesorgt. Ich wollte dann zu Prengels gehen und ganz bei ihnen bleiben.

Lise und ich gehörten unbedingt zusammen. Wir waren so verquickt, daß wir gar nicht mehr zu sprechen brauchten, um uns zu verständigen. Wir waren wirklich untrennbar. Wir konnten auch mit niemand anders spielen als zusammen, was wir beide Spielen nannten. Puppen hatten wir nicht und hatten auch gar kein Verlangen danach. Aber wir kauften uns nach und nach aus einem Papiergeschäft (bei Fräulein Sander in der Königstraße) die Bilderbogen mit Theaterpuppen zu sämtlichen Stücken. Diese Figuren tuschten wir an und schnitten sie aus, es waren über hundert, und mit denen spielten wir. In unserer Stube waren wir ganz unser Herr, da spielten wir durch die ganze Stube und mit umgekehrten Stühlen und Tischen nach momentan sich ergebenden Plänen. Die griechische Mythologie, aber auch Themen aus Schillerschen Stücken, ganz freie Erfindungen, wir waren nie verlegen. Bauklötze wurden zu Hilfe genommen, Paläste aufgeführt, Altäre, Opferungen mit Bernstein, des Sängers Fluch mit zusammenstürzenden Säulen, wir waren unermüdlich. Lise, obwohl drei Jahre jünger, hielt in allem Schritt mit mir und fügte sich mir. Ohne sie war kein Spielen.

In der Übergangszeit aus der Kindheit in die folgenden Jahre schwand langsam dies Spielen hin. Wir wollten es halten, begannen immer wieder, aber es hatte seine Zeit überdauert und erlosch in sich. Ich weiß, wie leer ich mir vorkam, ich fühlte deutlich einen Verlust. Wir glitten nun in andere Formen über, meist Lise und ich gemeinsam, sie mir folgend. Ich liebte sie sehr und hatte mir vorgenommen, nie zu heiraten, aber auch Lise sollte nie heiraten, sie sollte immer bei mir sein und gewissermaßen mir gehören. Sie war unendlich gutherzig und leicht zu verletzen. Mitunter reizte mich

der Teufel, es zu tun. Hatte ich sie so weit, daß sie weinte, zerriß es mich fast innerlich. Wieviel verdanke ich Lise dadurch, daß sie mir unermüdlich Modell saß. Wenn ich zeichnete und bekam die Stellung nicht so heraus, wie ich sie haben wollte, dann machte sie die Stellung und machte sie immer gut und war unendlich geduldig.

Höhepunkt des Jahres waren die Sommerferien in Rauschen. Seit meinem neunten Jahr waren wir alle Sommer dort. Die Eltern machten einmal eine Reise durch das Samland und kamen nach dem Fischerort Rauschen, eine halbe Stunde von der See entfernt. Es waren vor kurzem mehrere Männer des Orts von einem großen Sturm auf See ertrunken. Die Witwe eines solchen, eine Frau Schlick, fanden die Eltern teilnahmslos vor sich hinbrütend auf der Schwelle ihres Hauses sitzen. Dies Haus hatte eine Lage, die die Eltern entzückte. Sie mieteten es erst und kauften es dann der Frau Schlick ab, so aber, daß diese mit ihren beiden Töchtern weiter im Hause wohnte. Der Vater nahm nun ein paar Veränderungen an dem Haus vor, aber es behielt ganz den Charakter des Bauernhauses. Die Fahrt nach Rauschen dauerte fünf Stunden. Eisenbahn gab es nicht, wir fuhren mit einer Journaliere, das war ein großer, mit vier oder fünf Sitzreihen versehener bedeckter Wagen. Die hinteren Sitzreihen waren herausgehoben, und es kam da herein, was man für viele Wochen brauchte: Bettsäcke, Wäsche, Körbe, Bücherkisten, Weinkisten. Welche Wonne, wenn erst die Journaliere vor dem Hause stand, alles aufgeladen war, Mutter, Mädchen, wir Kinder (der Vater kam meist nach) auf den Vordersitzen verstaubt waren, der Kutscher sich auf seinen vorderen Extrasitz schwang, die drei, manchmal vier Pferde anzogen, und es losging durch die engen Königsberger Straßen, durch das halblende Tragheimer Tor und dann quer durch das ganze Samland. Erst kurz vor Sassau konnte man zum erstenmal die See sehen. Da standen wir alle auf Zehenspitzen und schrien: Die See, die See! Die See ist mir niemals und nirgends mehr, auch nicht die Ligurische See, auch nicht die Nordsee, das gewesen, was die samländische See war. Diese unaussprechliche Erhabenheit der Sonnenuntergänge von der hohen Küste aus! Dies Ergriffensein, wenn man zum ersten Mal sie wieder nah sah, den Seeberg runterrante, Schuh und Strümpfe auszog und die Füße wieder das Gefühl des kühlen Seesands hatten! Dieser metallische Schall der Wellen!

Die schwärmerische Seeliebe wuchs, je mehr man in die empfindsamsten Jahre hineinkam. Aber damals war Rauschen ein unbe-

kannter Ort, nur aufgesucht von Naturschwärmern, da war man noch allein bei Sonnenuntergang, war die Küste unbebaut. Dies Kinderparadies ist gründlichst verloren.

Die Mutter blieb mit uns Mädchen bis in den September draußen, weil wir an keine Schule gebunden waren. Konrad durfte sich Freunde für längere Zeit mit rausbringen, wir hatten manchmal die Lisbeth Kollwitz draußen. Hier kann ich rasch noch von der Schule sprechen, die mir keine Freude machte. Großeltern, auch Eltern waren gegen die öffentlichen Schulen, so hatten wir Mädchen in kleinerem Zirkel Unterricht. Mit Julie und besonders Lise ist das wohl gut geglückt, zu meiner Zeit fand sich ein Zirkel zusammen, in dem wir Kinder nicht gut lernten. Die Leiterin war eine lungenkranke Dame, die Lehrerinnen waren, scheint mir, ohne Qualitäten. Nur den Literaturunterricht hatte ich gern und Geschichte. Im Rechnen war ich dumm und in den meisten anderen Fächern wohl auch mehr unintelligent als intelligent. In Rauschen unterrichtete ein Weilchen der Vater mich und Lise in Mathematik, die Lise begriff über Erwarten gut, ich über Erwarten schlecht.

Wofür ich den Eltern immer sehr dankbar gewesen bin, das ist, daß sie Lise und mich stundenlang nachmittags in der Stadt herumstreifen ließen. Auch hier wieder großzügiges Vertrauen und keine Nachspürerei. Nur wünschten die Eltern, daß wir nicht auf Königsgarten promenierten. Königsgarten entsprach etwa der Tauentzienstraße. Wir durften ihn nur überqueren, wenn der Weg so führte. Wir legten ihn meist so. Wir waren auf unsere Weise sehr eitle Dinger, ließen das Halstuch herauswehen und putzten uns zurecht, waren oft albrig und sehr kindisch. Das war der Teil Wegs, der über Königsgarten führte. Dann aber wurde es besser. Erst kauften wir Kirschen oder was es gab, und dann ging das los, was wir Bummeln nannten.

Wann ich zum ersten Mal in die Freie Gemeinde kam, weiß ich nicht ... Der geistige Inhalt der Religionsstunde sowohl wie vor allem der Sonntagspredigt wurde wohl in der Religionsstunde von Rupp durchgesprochen, er wünschte dann aber in der nächsten Stunde wenigstens etwas daraus, am besten einen Überblick des Ganzen, von uns wiedergegeben. Das war mir sehr schwer. Solange ich folgen konnte, war es mir auch möglich, wiederzugeben, aber das Folgen eine volle Stunde hindurch war sehr schwer, selbst dem Konrad. Nach einem Vortrag erzählte der Großvater, wie Konrads Gesicht vor ihm aufleuchtete, als er sagte: »Zum Schlusse ...«

Nach dem Sonntagsvortrag versammelten sich einige Gemeindeglieder und die Kinder und Schwiegerkinder Rupp mit den älteren Enkeln bei den Großeltern im alten Pauperhausplatzhaus. Der Großvater, der zuerst zum Ausruhen in seiner Stube war, kam dann zu uns herüber in die Wohnstube. Wenn er durch die kleine weißgestrichene Tür hereinkam, kam er mir groß und ehrfurchterweckend vor. Wir alle standen auf und begrüßten ihn. Ob er groß war, weiß ich nicht, jedenfalls erschien er mir so. Groß, schmal, ganz in Schwarz bis zum Kinn, die Brille leicht bläulich gefärbt, das blinde Auge durch ein matteres Glas gedeckt. Sehr schön waren Großvaters Hände, meiner Mutter Hände erinnern an sie, sie waren groß und ausdrucksvoll geformt. An dem einen breiten Fenster, das die Stube hatte, standen zwei alte Lehnstühle einander gegenüber, da saßen die Großeltern, das ganze Fenster war im Halbbogen umschlossen von Efeu. Hier wurde meist noch über den Vortrag, aber auch über Politik und sonst Interessierendes gesprochen. Hier war die Atmosphäre, die, nicht mehr ganz geistig, für mich gemütlicher war. In der dunklen Wandecke rechts vom großen Fenster, hinter Großvaters Stuhl, stand ein Tisch mit einer großen Mappe mit Kupferstichen, an der schmalen Seitenwand links hinter Großmutter Stuhl war ein kleines Wandbrett mit Büchern. Da holten wir uns die Grimmschen Hausmärchen heraus. Meist aber saßen ich und Lise an der Bildermappe. Wir verhielten uns muckstill, hörten halb dem Gespräch zu, waren mehr bei den Bildern. In der Stube hing noch Großvaters Bild aus den Mannesjahren, von Gräfe gemalt. Wenn meine Erinnerung richtig ist, war es ein sehr gutes Bild.

Aus dieser Nach-Vortragsstunde in der warmen, hellen Großelternstube ist mir der Großeltern Bild unendlich freundlich, gütig und geistig in Erinnerung geblieben, dann aus den festlichen Sonntagnachmittagzusammenkünften bei uns zu Hause und aus der Weihnachtsfeier am ersten Feiertag. Darüber muß ich noch besonders sprechen. In den Vorträgen jedoch und auch in den Religionsstunden war der Großvater mir nur ehrfurchtgebietend. Wenn wir, seine Enkel, in die Religionsstunde kamen, waren wir für ihn nicht die Enkel, sondern Gemeindeglieder, genau so nah, genau so fern wie die übrigen. Schon das machte mich scheu. Nicht die geringste Scheu aber hatte der Konrad vor ihm. Wenn der Großvater bei uns war und im größeren Kreise Allgemeines besprochen wurde, der Großvater stets der verehrte und respek-

tierte Mittelpunkt jedes Gesprächs war, setzte der Konrad sich auf seinem Fußbänkchen dicht an Großvaters Füße und fragte unbefangen mitten herein. Er machte sich auch gar nichts daraus, in der Religionsstunde zu spät zu kommen und dann, während er hinten an der Stubenwand seinen Überzieher von den Armen schlenkerte, schon von da aus zu antworten, während der Großvater vorn an jemand eine Frage stellte. Konrad war aber nicht im geringsten frech, nur naiv und zutraulich und für alles Geistige so interessiert, daß er in Rupp's geistiger Atmosphäre gedieh und alle Poren öffnete. Er hat von uns Kindern die stärkste Einwirkung durch Rupp erfahren. Später hatte ihn der Großvater oft bei sich, half ihm nach in Latein und Griechisch, sprach mit ihm Gelesenes durch, wies ihn hin auf das, was er lesen sollte. Besonders manches kurze Wort ist in Konrad haften geblieben. Der Großvater war immer bereit, ihm zu geben, immer gütig und mitteilend, und auch seinen kurzen Humor lernte er kennen. Konrad war schon Student, als der Großvater starb, er ist also in seinen empfänglichsten, richtunggebendsten Jahren noch von ihm beeinflusst. Ich war siebzehn Jahre, als der Großvater starb. Rupp ging fast ausschließlich auf das Matthäus-Evangelium zurück. Die Wunder erklärte er nicht rationalistisch, sondern er übergab sie. Der Auszug der vier Evangelien, den die Kinder der Freien Gemeinde besaßen, war gewissermaßen die reine Morallehre, wie Rupp sie durch Jesus der Welt offenbart glaubte. Das Matthäus-Evangelium lernten wir gründlich kennen und die wichtigsten Aussprüche lernten wir auswendig.

Diese Religionsstunden waren sehr gehaltvoll, die geistig entwickelten Kinder hatten außerordentlich viel davon. Die Eltern der Kinder (ein Beiwohnen war erlaubt) ebenfalls. Ich habe später bedauert, nicht reif genug gewesen zu sein zu diesem Unterricht. Gewiß verdanke ich ihm viel, doch fühlte ich mich erleichtert, als mein Vater an Großvaters Stelle die Religionsstunde übernahm. Der Vater paßte sich mehr dem Durchschnitt der Kinder an und lehrte mehr eine schlichte Ethik. Vom Vater bin ich dann auch eingeseget. Die Großmutter war neben dem Großvater klein, wie alle ihre Geschwister Schiller. Sie trug eine Haube mit blaßlila Bändern. Ihr Gesicht war gut und freundlich. Ihr Temperament war ein ganz anderes als Großvaters. Der Großvater stand über den Dingen und dem, was der Tag brachte. Die Großmutter mitten drin.

Das älteste Rupp'sche Kind war unsere Mutter, in Gestalt, geistiger Haltung, Temperamentsveranlagung dem Großvater ähnlich.

Sie heiratete mit 23 Jahren den um zwölf Jahre älteren Vater. Zwischen Großvater und Vater ist immer herzliche Freundschaft gewesen. Da die jüngsten Rupps, Julius und Lina, heranwachsende Kinder waren, als der Vater in die Familie Rupp trat, ist unser Vater wohl genau so beteiligt gewesen an deren Erziehung wie der Großvater, der, von Arbeit überlastet, dankbar war, vom jüngeren Freund sich im Erziehungswerk helfen zu lassen.

ELTERN UND GESCHWISTER

AUS DEN TAGEBÜCHERN

JUNI 1914

... Mutter³ ist mit Julie⁴ nach Georgenswalde gefahren. In der letzten Woche war ich, da Lise mit Maria schon fort war, täglich bei der Mutter. Erst dann, wenn ich täglich bei ihr bin und nur bei ihr – nicht auch bei Lise – komme ich ihr wieder ganz nahe. Wie liebte ich die Mutter als Kind und wie brauchte ich sie. Ich habe nach ihr geweint, wie ich fort kam. Dann später – wenn sie mir z. B. über meine Stellung zu Karl sprach – vor der Verheiratung. Sie war die Erfahrene, das Leben noch Überblickende. Sie hatte Einfluß auf mich. Es mag ungefähr zehn Jahre her sein, als die Lise auf meinen Vorschlag, sie möchte die Mutter in einer Sache um Rat fragen, sagte, das hätte keinen Wert mehr. Jetzt ist die Mutter wie schon drüben. Von unsern Angelegenheiten erzählen wir ihr wohl, aber fast wie man einem Kinde erzählt. Sie ist so bescheiden. Und so gütig. Ein langes Leben kann ich ihr nicht mehr wünschen. Aber wenn sie nicht mehr mit dieser gütigen Freude unten den Schiffen zusehen wird? Wenn sie sich einmal beklagen will, sagt sie gleich wieder, wie gut sie es habe. Es ist ein so stilles, gütig freundliches Hingehn.

7. JULI 1916

Bin bei Mutter und löse Julie ab, die Lise vertrat.

Schlafe neben der Mutter in Kattas Stube. Die Mutter ist meist fröhlich und freundlich. Steht auf dem Balkon und sieht unten alles. Sämtliche kleinen Kinder. Sie freut sich an allem, hat immer eine freundliche Auffassung. So sagt sie, sie hätte noch nie unten Kinder

³ 76-jährig, lebte bei der jüngsten Tochter Lise

⁴ Julie, die älteste Tochter